

wohnen. Einmal macht der Hauptmann mit dem Feldwebel-Leutnant die Runde „bei seinen Leuten“. Den Mantelkragen hochgeklappt, tritt er in den Unterstand aus Holzplanken und Lehm, „’nen Abend, Leute. Tolles Wetter, was! Fataler Schlamm, aber Stimmung hat ff zu bleiben . . . Äh, Sie da, was für’n Wisch hatten Sie’n da vor der Nase? — Feldwebel-Leutnant, nachgucken!“

Erstarrtes Schweigen der Soldaten. Eine dünne Kerze wirft zuckendes Licht. Da schnell eine Hand nach oben, schiebt eine Papierkugel in den Mund. Der Soldat würgt und schluckt. Der Hauptmann tritt heran. Sein Schnurrbärtchen hüpf hin und her. Von ferne dumpfes Rollen der Kanonen. „So, also auch hier rote Agitation. Friedenspapierchen von Liebknecht, was?“ — Das Wort Frieden spricht er mit gezerrter Stimme aus. Er geht näher an Klutz heran, der gerade vor ihm steht.

„Klutz, Sie grinsen mich an!“ schreit er, wie wild geworden.

„Zu Befehl, Herr Hauptmann, ziehe ganz gewöhnliches Gesicht . . .“ Da, unter Flanderns Himmel, vernimmt Hermann Klutz wieder die Worte: „Auch so einer.“

Der Hauptmann und sein Feldwebel-Leutnant stampfen davon. In der Schreibstube flammt Licht auf. Der Hauptmann diktiert: „Und mache den Herrn Major auf unterwühlende Friedensagitation in der Truppe dringlich aufmerksam. Konnte wegen bevorstehenden Fronteinsatzes und nicht ausreichender Indizien sofortiges energisches Einschreiten nicht wagen, doch . . .“

Der Sturm draußen ist noch stärker geworden. Wenn man genauinhört, vernimmt man menschliche Stimmen, ein Summen nur, aber die Melodie des Liedes ist wohlbekannt. Es ist ein Arbeiterlied.

Eine Sternschnuppe fällt vom Himmel. „Wünsch dir was.“ „Den Frieden!“ „Den Frieden wünschen, ist gut.“ sagt Hermann Klutz, „doch der fällt uns wohl kaum vom Himmel. Hier unten wird es entschieden, und mit dem umgedrehten Gewehr. Liebknecht sagt euch das.“

Rauh und stürmisch sind Herbstnächte in Flandern, doch ist Klarheit in ihnen und Hoffnung auf den hellen Tag. Der

steigt schon fern im Osten herauf. Zur gleichen Stunde etwa trifft Wladimir Iljitsch in Petrograd ein. Um ihn brausender Jubel der Genossen. Auf blitzen von Bajonetten im Scheinwerferlicht. Rattern eines schweren Motors. Ein Panzerauto fährt vor. Wladimir Iljitsch Lenin springt auf das Stahlblech. Er hebt die Hand. Weit ausgestreckt, weist sie nach Westen: „Nieder mit dem imperialistischen Krieg! Nieder mit dem Kapital! Frieden den Völkern! Es lebe die proletarische Revolution!“

*

Dumpfe Abschlüsse erschüttern das Morgenrauen. Bläulich-graue Nebelschwaden schweben über Strauch und Baum. Seltensüßer Maiglöckchenduft mitten im Herbst. „Gas!“ schreit einer und bricht gurgelnd zusammen. Die Chemiekonzerne sind groß im Geschäft. Hermann Klutz, Soldat in Flandern, ist eines ihrer Opfer. Gasvergiftet, mit Granatsplittern im Körper, kommt er ins Lazarett nach Brügge.

*

Eine Stadt im Rheinland. Graues Gewimmel von Truppen im Novembernebel. Fauchend fährt ein Zug ein. Soldatenstiefel knirschen auf dem Bahnsteig. Vom Dach des Stationsgebäudes weht es rot. Ein Posten, Gewehr geschultert, eine gestempelte Binde am Ärmel des Mantels, geht vor der Tür des Dienstvorstehers auf und ab. Hermann Klutz steht in einem Kreis von Soldaten. Er ist Vorsitzender des Soldatenrates.

Ein Helm taucht auf. Wie der Bug eines voll dampffahrenden Schlachtschiffes durchschneidet er den Nebel. Eine Stimme fährt schneidend auf: „Wo ist hier sogenannter Soldatenrat? Ah, sehe schon, Sie besorgen das hier.“ Sein Daumen, in weiches Leder gebettet, geht nach oben zum Bahnhofsdach. „Das da, ’runterholen, dalli, dalli . . .“

Klutz faßt sein Gegenüber ins Auge. Knisternde, spannungsgeladene Zeit von Sekunden. „Das da“, sagt er dann mit dunkler Stimme, „ist die Arbeiterfahne, und die ist rot. Und das da“, indem er mit einem Ruck die Hand vorbringt, „ist ein Ding zum Schießen. Und wer die rote Fahne nun ’runterholen will, der fällt auf der Stelle um. So ist das, und so hängt das zusammen.“ — „Kameraden“,